



Die Philharmonie Schwäbisch Gmünd unter ihrem Dirigenten Knud Jansen führten im Stadtgarten unbekanntere Werke auf. Die Neugier hielt sich in Grenzen – der Besuch war nur durchschnittlich.

Foto: zi

Warum sind solche Stücke nur so selten zu hören?

Manche Werke und Komponisten fallen einfach durch die Risse der Musikgeschichte. Sie haben es nicht verdient, beweist die Philharmonie Schwäbisch Gmünd

Ein „Raritätenkabinett“ versprach Dirigent Knud Jansen in seiner informativen Einführung zum Konzert der Philharmonie Schwäbisch Gmünd am Samstagabend im Stadtgarten.

VON BERNHARD FAUSER

KONZERT. Jansen hätte auch von einer Sammlung erlesener musikalischer Kostbarkeiten sprechen können, denn bei allen drei Werken, die auf dem Programm standen, konnte man sich hinterher nicht erklären, warum sie eigentlich nicht häufiger aufgeführt werden.

So ist man einerseits den Philharmonikern und ihrem Dirigenten zu Dank verpflichtet für die Bekanntheit mit erstklassigen, aber unbekannteren Werken, andererseits ist es sehr bedauerlich, dass das Konzertpublikum dieses Bemühen nicht honoriert: Der Besuch war bestenfalls durchschnittlich.

Die Zuhörer aber, die sich für Neues aufgeschlossen zeigten, drückten Anerkennung und Begeisterung mit anhaltendem Beifall aus.

Wie ein schönes Menü begann es mit köstlichen Appetithäppchen: Das Orchester zelebrierte die acht russischen Volksweisen von Anatoli Ljadow mit offenkundiger Freude und Zuneigung. In jeder der Miniaturen – wenn Ljadow offenbar zu faul für die großen Formen war, so beherrschte er doch brillant die kleinen – konnte man sich über Besonderheiten freuen, etwa über die Bass-Pizzicati im ersten Lied, über die Cello-Schluchzer im Legato des dritten („Getragene Weise“); lautmalend als flirrende (Stech-)Mücken mit Stereoeffekt die ersten und zweiten Geigen und die aggressiven Pikkoloflöten; klar herausgearbeitet der Kontrast zwischen Streichern und Flöten im fünften Lied („Was die Sage von den Vögeln erzählt“); liebevoll das Wiegenliedthema in der zweiten Geige in Teil sechs, deftig der „Dorfreigen“ am Schluss.

Auch Max Bruch arbeitete, wie viele Romantiker, Volkslieder in seine Werke ein. Er verwendete schottische Weisen als melodisches Material für seine 1880 entstandene Fantasie für Violine mit Orchester und Harfe; in die traditionellen For-

men nicht so recht einzuordnen, ist das Werk doch vergleichbar mit den wesentlich berühmteren Violinkonzerten, ist aber, so Knud Jansen, für den Solisten eher noch anspruchsvoller.

Ein junger Virtuose auf dem Sprung zu einer großen Karriere

Mit dem jungen Chinesen Meng Han konnte wieder einmal ein Virtuose verpflichtet werden, der vermutlich auf dem Sprung zu einer großen Karriere ist. Sehr groß und sehr schlank, betrat er die Bühne eher etwas linkisch und lauschte dem in tiefen Lagen wühlenden schwermütigen Orchesterbeginn, doch dann setzte er seine Geige ans Kinn und schraubte sich und den strahlenden Glanz seines Instrumente in die Höhe, ließ glasklare, wunderbare Töne über dem Orchester schweben. In diesem Werk ist die Solovioline fast durchweg eng mit dem Orchester verwoben, es ist deshalb eine große Kunst,

die richtige Balance herzustellen: Einerseits sollte der Solist integriert werden, andererseits muss man ihn doch heraushears hören. Dass dies auf vorbildliche Weise gelungen ist, gehört neben der großartigen Virtuosität des jungen Geigers zu den Besonderheiten dieses Konzertabends: Das Orchester begleitete äußerst aufmerksam, Übergänge kamen geschmeidig, Anschlüsse präzise.

Bezeichnend, dass auch Meng Han nicht den Kontakt zum Dirigenten abreißen ließ und im Zweifelsfall dem präzise leitenden Knud Jansen folgte; im letzten Satz hätte der junge Solist wohl gerne noch etwas schneller gespielt, ließ sich aber vom Dirigenten beschwichtigen.

Die Läufe, die Meng Han seinem Instrument entlockte, waren auch so schon atemberaubend genug; perfekt die doppelgriffigen Phrasen, lupenrein und mit relativ wenig Vibrato die Spitzentöne. Die Fantasie ist ein überaus farbiges Werk, man erlebt hörend immer wieder Überraschungen: so der innige Dialog zwischen Flöte und Violine im dritten Satz oder die ungewohnte, aber berückend schöne Klangmischung im vierten

Satz beim Zusammenspiel zwischen Hörnern, Harfe und Sologeige. Übrigens fielen ein durchweg satter Blechbläserensemble und viel beschäftigte, aufmerksame Holzbläser auf.

Dass Joachim Raff (1822 – 1882) mal ein sehr populärer Komponist und ein Meister der Instrumentierung war, glaubt man gerne, wenn man seine dritte Symphonie „Im Walde“ hört. Dass er dann durch den Riss fiel, der sich zwischen den Giganten Brahms und Wagner auftat, ist bedauerlich: Man hörte staunend ein anspruchsvolles und außerordentlich farbiges Werk, das von der Gmünder Philharmonie adäquat interpretiert wurde.

Die hochromantische Symphonie ist Programmmusik im besten Sinne, die dem Orchester eine Menge abverlangt. Umso erfreulicher, dass die Philharmoniker höchst konzentriert blieben. Sie zelebrierten ebenso souverän die Waldszenen oder den Tanz der Dryaden, wie sie wuchtig straff das furiose Finale servierten, das mit seinen rasanten Synkopen und Punktierungen Vorbild für den dritten Satz von Tschairowskys Symphonie Nr. 6 „Pathétique“ hätte sein können.